

ZeitZeugenBrief

Wir organisieren und vernetzen Erinnerungsarbeit ❖ Juni/Juli 2020

Virtueller Ausstellungsbesuch

Von Dr. Harald Jancke, Zeitzeuge



Copyright "Museum Berlin-Karlshorst"

Schon früh im Jahr wurde ich vom Deutsch-Russischen Museum informiert, dass in diesem Jahr anlässlich des 75. Jahrestages der Wiederkehr des Kriegsendes 1945 im Museum eine Sonderausstellung „Von Casablanca nach Karlshorst“ stattfinden würde, an deren feierlicher Eröffnung am 28. 4. die Botschaften der Länder der ehemaligen Alliierten beteiligt sein sollten (neben der Russischen Föderation, Großbritannien, Frankreich und den USA ebenso Belarus und die Ukraine).

Nun ist, wie so vieles in diesem Jahr, alles anders gekommen. Die Eröffnung fiel der Corona-Krise zum Opfer. Als Ersatz hat das Museum den virtuellen Besuch in einer 360°-Schau ins Netz gestellt, die man unter www.museum-Karlshorst.de besuchen kann. Ich habe mich dieser nicht einfachen Mühe unterzogen und mir mit meinen bescheidenen Künsten am PC die Schau angesehen.

Neben dem großen Saal der Kapitulation und dem Arbeitszimmer des Chefs der SMAD wird man in die Veranda zu der Ausstellung geleitet. Das beginnt bei dem großformatigen russischen Plakat, das auf die Allianz der drei Siegermächte hinweist. Der Titel der Ausstellung „Von Casablanca nach Karlshorst“ bezieht sich auf die bedingungslose Kapitulation Deutschlands im Zweiten Weltkrieg, die im Januar 1943 in Casablanca von den Vertretern der Anti-Hitler-Koalition als das gemeinsame Kriegsziel festgelegt wurde. Am 7. Mai 1945 unterzeichneten deutsche Militärs in Reims und endlich am 8./9. Mai im heutigen Museumsgebäude in Karlshorst die Kapitulation. Damit endete der Zweite Weltkrieg in Europa.

Die Sonderausstellung widmet sich den Jahren 1943 bis 1945 mit zwei thematischen Schwerpunkten: den Bestrebungen der Anti-Hitler-Koalition, das nationalsozialistische Deutschland zu besiegen und dessen zunehmender Eskalation der Gewalt am Ende des Krieges, den sog. Endphasenverbrechen.

Inhalt	
Jancke: Virtueller Ausstellungsbesuch	1
„Blumenstrauß“-Projekt 2020	3
Studentenleben nach dem 2. Weltkrieg	4
Gründung der Pädagogischen...	4
Quarantäneerfahrungen	5
Böhm: Wie aus Zwangsarbeiterinnen...	7
Kölbel: Die Un-Unsichtbarkeit	8
Hertlein: Buckow	10
Büroöffnungszeiten, Video-Interviews	11
Landeszentrale für pol. Bildung	11
Suchmeldung, Korrektur	11
Home-Office Frau Dunst, Gratulationen	12

Nach den Treffen der Alliierten in Casablanca (Januar 1943), Moskau (Oktober 1943, Außenminister), Teheran (November 1943, erstmals die Regierungschefs) und Jalta (Februar 1945) legte man u.a. die weltweite Nachkriegsordnung fest, definierte die Grenzen Polens und die Aufteilung Deutschlands.

Während dessen gingen die militärischen Operationen verstärkt weiter. Im August 1942 hatte das deutsche Bombardement Stalingrads begonnen. Die Kapitulation der deutschen Truppen 1943 in Stalingrad war ein militärischer, aber vor allem ein psychologischer Sieg. Im schockierten Deutschland reagierte man mit Durchhalteparolen zum „Totalen Krieg“ und befand sich jetzt auf dem Rückzug.

Im Juli 1943 landeten britische und amerikanische Truppen auf Sizilien, 1944 folgte die Invasion Frankreichs. Die Operation Overlord begann am 6. Juni 1944. Damit wurde die Rote Armee im Osten etwas entlastet. 1944 beherrschten die Westalliierten den deutschen Luftraum. Die Einnahme Deutschlands durch die Alliierten schritt im Frühjahr 1945 weiter voran. Die Wehrmacht, die SS und der Volkssturm leisteten hartnäckigen Widerstand. In der Endphase des Krieges kam es verstärkt zu deutschen Gewalttaten beim Rückzug der Wehrmacht, der Räumung der KZ und den Morden an deutschen und österreichischen Zivilisten. In den Konzentrations- und Vernichtungslagern stießen die alliierten Truppen auf die Spuren der deutschen Massenverbrechen. In vielen Lagern war der Großteil der Gefangenen zuvor auf Todesmärsche getrieben worden. Die dokumentierten Zustände prägen heute die Erinnerung an die KZ und wurden in den Kriegsverbrecherprozessen vorgelegt. 17 Staaten (ohne UdSSR) gründeten 1943 in London die United War Crimes Commission für die Dokumentation der Kriegsverbrechen Deutschlands, Japans, und Italiens.

Die zeitliche Abfolge der Konferenzen und die Schreckensbilder aus den KZ, wie in der

Ausstellung präsentiert, sind uns allen gegenwärtig. Weniger bekannt sind Flugblätter der Alliierten, die bei nahezu jedem Luftangriff über Deutschland abgeworfen wurden. Sie sollten die Zivilbevölkerung zum Widerstand aufrufen, sie demoralisieren und zur Kapitulation bewegen. Flugblätter in den Heimatländern der Alliierten sollten zu verstärkter Anstrengung für den Krieg aufrufen (in den USA Frauenarbeit in der Industrie). Ein Befehl Stalins ordnet die Todesstrafe für die Kapitulation sowjetischer Soldaten an der Front an (Briefmarke vom April 1945 in der UdSSR „Kein Schritt zurück!“).

Der deutschen Führung war klar, dass ihre Verbrechen juristische Konsequenzen haben könnten. Bereits 1942 ordnete Himmler an, sämtliche Spuren zu vernichten. Deutsche Einheiten ahndeten häufig kritische Äußerungen und Handlungen von Soldaten durch Standgerichte. Die Selbstmordrate ranghoher Nationalsozialisten, aber auch deutscher Zivilisten, stieg stark an. Teile der Zivilbevölkerung begannen in Frontnähe weiße Flaggen zu zeigen. Dagegen wurde mit Standgerichten vorgegangen.

Beim Vorrücken der alliierten Truppen kam es zu Plünderungen, Gewalt und sexuellen Übergriffen. Die alliierten Soldaten zerstörten nationalsozialistische Symbole und nahmen wertvolle Beutestücke an sich. Am 30. April hissten Rotarmisten auf dem Reichstag die sowjetische Flagge. Am 2. Mai kapitulierte Berlin.

Die Ausstellung zeigt die Bilder des Grauens an den Fronten und im Inland, die beim virtuellen Besuch nur unvollkommen wirken. Persönliche Dokumente wie Briefe, Schmuck und Uniformteile vervollständigen die Schau und zeigen, wie tief die Kriegsergebnisse das persönliche Leben erreichen. Ein unscheinbares Blatt hat mich besonders berührt. Es zeigt eine Seite aus dem Tagebuch von Elisabeth (Lilly) Wust, das sie zu schreiben begonnen hat, nachdem man ihre Partnerin Felice Schragenheim nach Theresienstadt deportierte. Auf einem Todesmarsch ist diese dann umgekommen. Die Liebesgeschichte der beiden Frauen ist in dem Kinofilm von

1999 „Aimée und Jaguar“ nachgestaltet worden. Einen Sohn der Lilly Wust habe ich selbst kennen gelernt.

Einen detaillierten Blick auf die vielen Dokumente der Ausstellung (29.4. – 8.11.20) kann man bei der 360°-Schau nicht bekommen. Es ist aber gut, dass es diese Schau gibt und wir

wollen hoffen, dass man das bald auch direkt sehen kann.

Auf jeden Fall wird deutlich, dass der 8. Mai tatsächlich ein „Tag der Befreiung“ war, wie es der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker in seiner berühmten Rede von 1985 auch für die Bundesrepublik festgestellt hat.

Luise-Henriette-Gymnasium Berlin
AG Gedenkstättenfahrt

„Blumenstrauß“-Projekt 2020

Am 29.1.2020 besuchten wir, ein Teil der AG Gedenkstättenfahrt des Luise-Henriette-Gymnasiums in Berlin, Frau Korge im Rahmen des „Blumenstrauß“-Projektes 2020. Beim „Blumenstrauß“-Projekt besuchen Berliner SchülerInnen Zeitzeugen und Überlebende des Nazi-Terrors. Als Zeichen der Anerkennung werden dabei Blumen überreicht.



Wir haben uns für weiße Rosen entschieden und sie Frau Korge überreicht. Frau Korge war so nett, uns bei sich zu Hause zu empfangen und so saßen wir nach der Begrüßung bei Frau Korge im Wohnzimmer und unterhielten uns über ihre Lebensgeschichte, die NS-Zeit und was junge Menschen heute tun können, um der Forderung „nie wieder Faschismus, nie wieder Auschwitz“ gerecht zu werden.



Besonders berührend war für uns, dass das Erlebte Frau Korge nicht dazu gebracht hat, zu hassen oder zu verdammen. Im Gegenteil, sie mahnte an, gerade mit denen zu sprechen, mit denen man glaubt, nicht mehr sprechen zu können; Mitgefühl, Verständnis und Solidarität zu zeigen und niemanden auszuschließen. Diese Worte werden uns begleiten und

vielleicht eine Hilfe sein, wenn wir demnächst das ehemalige Konzentrationslager Auschwitz- Birkenau besuchen.

Liebe Frau Korge, vielen Dank, dass wir Sie besuchen durften, wir wünschen Ihnen alles Gute!

Michael Zietsch

Lehrer des Luise-Henriette Gymnasiums

Studentenleben nach dem Zweiten Weltkrieg

Klassentreffen kennt jeder, und die meisten von uns haben Zusammenkünfte dieser Art erlebt. Dass sich Ehemalige über viele Jahre und mit schöner Regelmäßigkeit treffen, ist aber eher selten der Fall.

Im Juli 2019 war es wieder soweit: Das jährliche Treffen der ehemaligen Pädagogik-Studenten der Pädagogischen Hochschule Osnabrück (vormals Celle) des Abschlussjahrgangs 1954 fand statt. Einst 92 an der Zahl sind es jetzt noch 12, die diese Tradition weiter pflegen. Sie haben sich als Studenten gesiezt und siezen sich noch immer. Trotz der formalen Distanz scheint diese Gruppe fest zusammengeschweißt zu sein, denn wie könnte man sich sonst erklären, dass die Zusammenkünfte nicht längst eingeschlafen sind. Nicht nur unverbindliches Plaudern war bei den zahlreichen Treffen angesagt, sondern man kam überein, Erinnerungen aufzuschreiben. Diese wurden dann diskutiert, ergänzt, verbessert und mit lebhafter Beteiligung abgesegnet. Daraus ergab sich ein Schatz, den Prof. Rückriem (einer unserer Zeitzeugen) und Adolf Meyer in drei Bänden zusammengefasst und der ZeitZeugenBörse zur Verfügung gestellt haben. Diese historische Fundgrube nur im Kreis der direkt Beteiligten zu behalten, wäre ein Verlust. Deshalb entstand die Idee, den Alltag von Pädagogikstudenten der frühen Nachkriegszeit und Junglehrererlebnisse der fünfziger Jahre einer breiteren Öffentlichkeit bekannt zu machen.

Den ersten Bericht „Gründung der Pädagogischen Hochschule Celle nach dem Zweiten Weltkrieg“ können Sie in dieser Ausgabe lesen.

Es folgen in den nächsten ZeitZeugenBriefen:

„Studenten und ihr Alltag in den fünfziger Jahren“

„Erste Lehrererfahrungen“

Gründung der Pädagogischen Hochschule in Celle nach dem Zweiten Weltkrieg

Nach dem Zusammenbruch des „Tausendjährigen Reiches“ und den desaströsen Erlebnissen im Krieg standen viele, aus ihren normalen Lebenssituationen in unterschiedlicher Weise herausgerissen, vor dem Problem des Neuanfangs. Not, Existenzkampf, Trauer um die verlorenen Angehörigen prägten den Zeitgeist, aber auch das Gefühl: „Hurra, wir leben noch!“ Alsbald zeigte sich eine gewisse Aufbruchsstimmung in allen Lebensbereichen, und das betraf auch das Bildungswesen. Von einem Beispiel eines Neuanfangs wird hier berichtet: die Gründung der Pädagogischen Hochschule in Celle.

Ein großes Ziel und Berge von Schwierigkeiten. Geeignete Räumlichkeiten im kriegszerstörten Deutschland zu finden, zeigte sich überall als ein Problem, so auch in Celle. Die Hälfte des Gebäudes einer Volksschule wurde 1946 zur Verfügung gestellt. Ein einziger größerer Raum diente als Hörsaal, zusammenrücken war die Devise. Zwei Seminarräume, ein Werk- und Bibliotheksraum, zwei kleine Verwaltungszimmer, Mensa und Küche – das waren die räumlichen Bedingungen für den Start des Hochschulbetriebes. Der Raummangel nötigte dazu, Lehrveranstaltungen ganztägig und bis in die Abendstunden hinein anzusetzen. Dazu kam der Kampf gegen Kälte und Hunger. Reichten im Winter die Kokskontingente nicht, mussten Vorlesungen und Seminare ausfallen. Dozenten und Studierende unternahmen gemeinsam Hamsterfahrten aufs Land, Kartoffel- und Stubbenroden erweiterten den „Lehrplan“. Hilfe von der Kirche, der Wohlfahrt, der Lehrerschaft aus dem Ort und den umliegenden Firmen konnte die größte Not ein wenig lindern. „Aber aus der Gemeinsamkeit des Darbens [...] entstand eine Solidarität, die das Hochschulleben weit über die Anfänge hinaus geprägt hat.“ (Hans Bohnenkamp, 1972, S.56)

Die ersten Studenten nach dem Krieg hatten Jahre des Kriegsdienstes und der Gefangenschaft hinter sich, die Studentinnen waren dienstverpflichtet, ehemalige Schwestern in Lazaretten oder Witwen gefallener Soldaten. Viele hatten Familie und Heimat verloren und lebten von weniger als 100 RM im Monat. Für ihr neues Leben mussten sie sich jetzt einer Aufnahmeprüfung unterziehen, da nur ein kleiner Teil der Bewerber*innen aufgenommen werden konnte.

Aber auch die innere Situation war nicht leicht. Zuvor geltende Ideologien waren zerfallen, Anstrengungen und Opfer für eine vermeintlich große Sache waren vergebens und die Erkenntnis, einem System der Unmenschlichkeit gedient zu haben, stürzte in Verzweiflung. Das Miteinander in der Hochschule eröffnete Wege zu neuen Wertehaltungen. Gemeinsames Nachdenken über Toleranz, Zivilcourage, Achtung anderer Kulturen und Rassen brach geistige Verengungen auf und förderte kritisches Denken. Eines der obersten Prinzipien des Hochschullebens war die Offenheit der Rede. Die Lebendigkeit des Diskurses wurde gefördert, indem nicht nur die Wissenschaftlichkeit zentraler Maßstab war, sondern auch der Mensch. Die Ermutigung, sich zu äußern, selbst wenn die Kompetenz noch nicht vollkommen entfaltet war, schuf Vertrauen.

Menschen im Aufbruch können inmitten materieller Not nicht allein durch Wissenschaft und intellektuelle Arbeit gestützt und gefördert werden. An der Pädagogischen Hochschule des Neubeginns scheute man sich jedenfalls nicht, auch den gestalterisch-ästhetischen Tätigkeiten Bedeutung beizumessen und Formen des geselligen Lebens Raum zu geben, ohne dass der wissenschaftliche Anspruch darunter gelitten hätte.

Wie unterschiedliche Aktivitäten dazu beitragen, die Gesamtstimmung zu heben, die Hochschulatmosphäre zu bereichern, neue Kraft zu schöpfen und Gemeinsamkeiten zu schaffen, wird in der nächsten Ausgabe des ZeitZeugenBriefs geschildert.

Nach: Vom „Glashaus“ zum „Schloss“, Bd. 3, hrsg. von Adolf Meyer und Georg Rückriem, Osnabrück 2016

Quarantäneerfahrungen

Kontaktbeschränkungen und teilweise sogar Quarantäne-Situationen erleben wir wegen der Corona-Pandemie gegenwärtig alle. Wie die erzwungene Häuslichkeit in den Familien gestaltet wird, welche z.T. obskuren Beschäftigungs- und Sportmöglichkeiten kreiert werden, davon gibt es viele Berichte im Internet und im Fernsehen.

Von einer Quarantäne-Situation zu anderer Zeit und unter anderen Umständen kann der Zeitzeuge Richard Hebstreit erzählen:

Die - 60 Tage - 3000 Dollar - Quarantäne

Im Jahr 2014 lag ich mit meinem Katamaran „Maria“ vor der Insel Tioman im südchinesischen Meer. Tioman ist eine sehr schicke Insel für durchgeknallte Schatzsucher wie mich. Dort wollte ich zwei bis drei Tage ankern und Trinkwasser besorgen.

Das Problem war aber, dass der Hafen- Polizei- und Fremdenverkehrsmeister meine dicke Herpes-Lippe registrierte und in seiner Dienstanweisung dafür einen Quarantänegrund fand. Von nun an war ich gefangen. Ich sollte die Quarantäne-Signalflagge „Lima“ „Yellow Jack“ hissen und zwei Seemeilen abseits des Hafens auf Reede gehen. Diese Flagge hatte ich nicht, was 250 US-Dollar Strafgebühr bedeutete. Am anderen Tag wurde mir „Yellow Jack“ zum Preis für 150 US-Dollar geliefert. Zur Bezahlung sollte ich meine Kreditkarte inklusive Passwort herausrücken. Da ich das verweigert hatte, wurde ich dann mit meinem eigenen Beiboot trotz amtlicher Quarantäne zum Hafenmeister gebracht, wo eine mollige Frau die Kreditkartentransaktionen durchführte. Als ich einen Beleg verlangte, stellte sich heraus, dass der Drucker angeblich kaputt sei. Jetzt bim-melte es bei mir: Hier hatte man sich mal so

eben eine Dollar-Melk-Kuh organisiert. Später bekam ich mit, dass die Kreditkartendame die Frau des Hafen-, Polizei-, Fremdenverkehrs- und Post-Office-meisters war.

Nach einer Woche war die Herpes-Lippe geheilt, auch dank der vielen Salzwasser-Tauchgänge. Wasser konnte ich im Shop neben dem Hafenmeister-Büro wegen der Quarantäne aber nie selbst kaufen. Es wurde mir zum zehnfachen Preis vom Hafen-, Polizei- und Fremdenverkehrsmeister geliefert. Zum Glück sprach sich mein Quarantäne-Dilemma schnell herum. Nach Einbruch der Dunkelheit kamen lokale Fischer mit ihren Booten angetuckert, die für normale Preise alles lieferten und mich vor dem habgierigen Hafenskapitän warnten. Das W-Lan funktionierte, und auch das Telefon war etwas Feines. Eine Flasche Gin kostete in dem muslimischen Land aber 30 US-Dollar, so viel wie ein halbes Schwein. Nach dreißig Tagen hatte ich zehn Kilogramm zugenommen, und die tägliche Alkoholmesslatte lag bei 1,5 Promille.

Als wir endlich die Segel setzen konnten, standen vor dem Büro des Hafen-, Polizei- und Fremdenverkehrsmeisters zwei nigel-nagelneue Motorcross-Mopeds, die seinen Kindern gehörten. Wir durften bei Flut einlaufen und suchten uns einen Ankerplatz ca. zwei Meilen entfernt in einem Fluss vor einer hübschen Urwaldvilla eines netten Kanadiers, der zwei bis drei Monate im Jahr auf Tioman lebt. Zum Problem wurde aber die höchste Tide, eine Jahrhundert-Springtide. „Maria“ liegt nun immer noch im Urwald von Tioman. Oben am Mast baumelt die Signalflagge „Lima“ „Yellow Jack“ dieses dusseligen Deutschen mit der dicken Lippe, die nicht einmal operiert war, wie die vieler Frauen von Tioman, die herrlich aufgespritzte Lippen ihr eigen nennen.

**Guten Tag liebe Mitarbeiter der ZBB
Mail vom 24.3.2020**

ich bin noch immer unter Quarantäne in Nordzypern. Heute Abend um 21 Uhr werden

wir für den Rückflug zum Flughafen gebracht. Ich hatte für meinen Sohn und mich eine Art „Kaffeefahrt“ bei RSD vom 07.03. - 21.3.20 in Nord-Zypern gebucht. Es sollte eine Woche Rundreise mit Besichtigung von Kulturstätten und in der zweiten Woche Erholung in einem Hotel sein.

Leider wurden wir nach 3 Tagen unter Quarantäne gestellt. So stelle ich mir Einzelhaft in einem Gefängnis vor: Essen auf dem Zimmer (allein), tägl. 30 Minuten Hofgang (von 14.30- 15.00 Uhr) und das 14 Tage. Heute, endlich geht's nach Hause.

Herzliche Grüße

Dorothea Hoffmann

Quarantäne 1946/47

Von Hannelore Ellis Ehlers

Ich bin erstaunt und zugleich erschrocken, wie die Menschen heute mit dieser Corona-Krise umgehen. Meine Erinnerungen reichen in die Jahre 1946/ 47. Der Krieg war aus, und es gab außer Zerstörung, Hunger und großer Not in allen Bereichen nichts, was die Menschen von damals hätte aufbauen können. Außer Läusen, Wanzen und Ratten gab es viele hochansteckende Krankheiten. Wir haben uns mit Typhus, Ruhr, Tuberkulose, Diphtherie und Scharlach auseinandersetzen müssen. Meine Schwester ist mit 14 Jahren schwer an Diphtherie erkrankt und wäre fast daran gestorben, wo wir doch gerade erst die Evakuierung und die Flucht nach Berlin zurück überstanden hatten. Zeitgleich war ich Überträger von Scharlach-Viren in einem Alter von ca. sieben Jahren. Ich musste mich in Quarantäne ins Virchow-Krankenhaus begeben. Meine Mutter und die Geschwister waren einmal zu Besuch im Krankenhaus. Sie standen hinter einer großen Glasscheibe. Öfter war nicht möglich, weil die öffentlichen Bahnen und Busse noch nicht wiederhergestellt waren. Alles war im Chaos. Das war sehr traurig. Sechs lange Wochen.

Ich bin heute sehr dankbar, dass ich diese Zeit erleben durfte, obwohl viele von Krieg und Not gezeichnet waren. Seife und Toilettenpapier hatten wir kaum. Es fällt mir ganz bestimmt leichter, auf Dinge zu verzichten. Ich habe gelernt, zu improvisieren und habe weniger Angst, obwohl ich im doppelten Sinne zu der gefährdeten Gruppe gehöre, die zu Hause bleiben sollte. Mir ist spätestens jetzt bewusst geworden, dass nichts selbstverständlich ist.

Sicher ist die Existenzangst heute ein großes Problem geworden, aber wir fallen nicht ins „Bodenlose“. Wir sind in dieser Krise gut aufgestellt. Die Politiker machen z.Z. ihren Job gut, d. h. nicht, dass alles richtig sein muss. Kein Mensch muss hungern, und wir sollten Geduld und auch Vertrauen haben und uns bei den Menschen bedanken, die in dieser Zeit ihre schwere Arbeit für uns machen. Die Wertschätzung für diese Menschen wird endlich einmal geradegerückt.

[Anm.d.Red.: Dieser Bericht wurde von Hannelore Ehlers in Anlehnung an ihr Interview in der Berliner Abendschau vom 13.04.2020 verfasst.]

Quarantäne 1945 in Berlin **Von Marianne Wachtmann**

Als 1945 die Russen in Berlin waren, haben wir auch eine Quarantäne gehabt. Der Kampf um Berlin war noch nicht zu Ende. Wir durften nicht aus unserem Luftschutzbunker kommen, der kalt, muffig und trist war. Nicht mal zur Toilette in die Wohnung durften wir. Wir hatten kaum etwas zu essen, mal geklaute Fleischbüchsen vom nahe gelegenen Viehhof, wenn sich mutige Männer dorthin gewagt hatten. Wasser konnten wir nur von der nächsten Pumpe auf der Straße holen und das auch nur ganz unauffällig. Die Toilette war der Mülleimer, und das bei der Ruhr, die mich plagte! Es sind keine guten Gedanken an die Zeit und auch an das, was danach kam.

Wie aus Zwangsarbeiterinnen Zwangsprostituierte wurden **Von Günter Böhm**

Wenn kleine Gruppen von Ostarbeiterinnen in den Jahren 1943 bis April 1945 durch Berlin liefen, begegnete ich ihnen oftmals. Sie waren - außer an ihrer Sprache - an einem Aufnäher ihrer Kleidung erkennbar: „F“ für Fremdarbeiter. Ich glaube, wir nannten sie "Russmädchen".

Die Rote Armee befreite sie im Mai 1945 zwar von der Zwangsarbeit für das Deutsche Reich. Sklaven blieben sie womöglich dennoch. Ende des Jahres machten wir ihre Bekanntschaft. Das kam so: In dem Haus in Berlin-Weißensee, in dem ich als Jugendlicher mit meinen Eltern wohnte, wurden einige dieser jungen Frauen einquartiert. Regelmäßig bekamen sie "Besuch" von sowjetischen Offizieren.

Die hatten zuvor in einem "Magazin" eingekauft, das nur ihnen, nicht aber einfachen Rotarmisten zur Verfügung stand. Das "Magazin" befand sich auf der Berliner Allee/Ecke Smetanastraße; vorher war dort das Kaufhaus "Kepa". In einem Jeep mit rotem Stern auf der Kühlerhaube fuhren die Offiziere vor. Der Soldat, der sie chauffierte, wartete im Auto, bis die Vorgesetzten mit einer vollen Einkaufstüte wieder herauskamen. Das ist also die klassenlose Gesellschaft, von der jetzt viel die Rede war, dachte ich.

Bald bekamen die befreiten jungen Frauen Besuch: von Offizieren mit eben solchen Einkaufstüten. Es wurde gegessen und getrunken. Und alle ahnten, dass dann gewiss nicht Händchen gehalten wurde. War das für die Russinnen oder Ukrainerinnen Zwangsprostitution? Oder waren sie einfach glücklich, wie die jungen Offiziere sicher auch, den furchtbaren Krieg mit Millionen Toten überlebt zu haben?

Dann durften wir den Jahreswechsel mit ihnen feiern. Die deutschen Mieter der Wohnung, die Russisch sprachen, meine Mutter

und ich waren am 31. Dezember 1945 zur Silvesterfeier der sowjetischen Offiziere und der Frauen eingeladen. Auf dem Tisch standen duftende Köstlichkeiten, doch erst prosteten wir einander zu. Der neben mir sitzende Offizier machte mich, den 14-Jährigen, sogleich mit den russischen Tischsitten vertraut. Erst trinken, ein großes Glas "Ex", dann essen. Als ich den ersten Bissen aß, war ich bereits völlig benebelt.

Im Laufe des späten Abends gingen die Lampen aus: Stromsperre. Kerzen wurden angezündet, und sie kosteten mich fast das Leben. Mit der Kerze in der Hand machte ich mich auf den Weg zur Toilette. Eine der jungen Frauen kam mir entgegen, ich kam ihr mit der Kerze zu nahe, ihre Haare fingen Feuer. Einer der gewiss auch alkoholisierten Offiziere zog die Pistole. Die Wohnungsinhaberin redete auf ihn ein, schließlich ließ er von mir ab.

Wir haben uns oft gefragt, was aus den Zwangsarbeiterinnen und den sowjetischen Kriegsgefangenen geworden ist. Sie sollen sich vor der Rückkehr in die Heimat gefürchtet haben. Manche Leute wollten wissen, dass sie harte Bestrafung befürchten mussten.

Die Un-Unsichtbarkeit – Jugendtheater bringt Zeitzeugeninterviews auf die Bühne

**Eine beeindruckende künstlerische Verarbeitung von Interviews mit Margot Friedländer, Rahel Mann und Philipp Sonntag, Regie Alpa Welsch, Begleitung Jantien Fick
Von Gesine Kölbl**

„Wie können wir Unsichtbares sichtbar machen? Wir haben Zeitzeug*innen befragt, diskutiert, geschwiegen und gespielt nach Formen des Erinnerns gesucht. Wir laden ein zu einer Performance im Rahmen des Internationalen Tages des Gedenkens an die Opfer

des Holocaust.“ Dieser Einladung in das Jugendzentrum „Alte Feuerwache“ folgte ich am 26.01.2020. Das Besondere war auch, dass das Projekt zeitgleich in Prag, Brüssel, Budapest, Amsterdam und Kopenhagen stattfand: Überall junge Menschen, die sich künstlerisch mit dem Leben der von ihnen interviewten Zeitzeugen auseinandersetzten und dies gemeinsam zeitidentisch auf die Bühnen brachten.

Wir trafen auf sechs junge Künstlerinnen im Alter zwischen 14 und 23 Jahren, denen es in besonderer Weise gelang, das Publikum zu fesseln, zu berühren, mitzunehmen in ihre Gedanken - und in die der interviewten Zeitzeugen.

Während des Betretens des Saales wurden wir empfangen von einem Zitatenschwall, begleitet von eindringlicher Musik. Das Stück begann mit der ersten Rede des Bundespräsidenten Konrad Adenauer. Das Publikum, in Fraktionen aufgeteilt, war aufgefordert, die Rede situativ zu bejubeln. Zum Ende die Worte: „Durch die DeNazifizierung ist viel Unglück angerichtet worden. Der Krieg hat eine so harte Prüfung für viele gebracht, und solche Versuchungen, dass man für manche Verfehlungen und Vergehen Verständnis aufbringen muss.“ An dieser Stelle gelang sehr geschickt im Plauderton junger Menschen die Überleitung zum Gedenktag der Opfer des Holocaust und zu den Geschichten der drei überlebenden Kinder, die ihnen als Zeitzeugen berichteten.

In drei Gruppen á 15 Personen wurden wir an drei Spielorte geführt. Meine Gruppe fand sich zunächst in einem dunklen Raum wieder, auch in der Folge nur mit spärlichem Licht versehen. Auf dem Boden wurde eine ca. 1 m² große Fläche abgesteckt, die ein Kellerversteck symbolisierte. Das Versteck der 7-jährigen Rahel. Die Darstellerinnen bewegten sich in diesem Feld, machten durch ihre intensive Nähe im Gespräch in diesem „Keller“ die beklemmende Enge spürbar. Rahel Renate Mann, geboren 1937. Wir erfahren einiges aus ihrem Erleben. Ihr letztes Versteck der Keller. Die Darstellerinnen verbinden Rahels Geschichte mit Erinnerungen

an das eigene Kindsein. Eine eindringliche Frage: „Ich war in der 2. Klasse und bekam meinen ersten Kuss. Was habt ihr mit 7 gemacht?“ Oder: „Ich hätte Angst im Keller. Für Rahel gab er Geborgenheit.“ Und: „Heute sagt man, ich hätte was getan - aber glaubst du wirklich, dass es heute anders wäre?“ Mit dieser Frage endete die Episode. Wir schlichen so leise hinaus, wie wir hineinkamen.



Szenefoto zu Rahel Mann

Der nächste Spielort der Treppenflur eines Hauses. An den Wänden Texte wie „Ich darf kein normales Leben führen, ich habe eine Verpflichtung“ oder „Es kann eine große Rolle spielen, dass jemand da ist, der für einen entsteht.“ Zur Begrüßung Musik von den Beatles, Hey Jude. „1938, Philipp Sonntag, geb. in Halle an der Saale. Mutter Jüdin, Vater arisch.“ Auch hier überzeugten die Künstlerinnen mit feinem Gespür. Seine Verwandten sind zu großen Teilen in Auschwitz umgekommen, seine jüdische Mutter nahm sich 1944 das Leben, um das Leben der Familie zu retten. Phillip war 5 Jahre alt. Der Vergleich zu heute: „Ich wurde mit 5 eingeschult, mit pinkfarbener Schultüte und liebte es, mit meiner Schwester vom Treppengeländer zu rutschen.“ Philipps erste Liebe, Lebenshoffnung. Er wollte zwanghaft die Welt retten,

doch die Liebe zerbrach daran. „Aber was bedeutet diese Geschichte für unsere Geschichte?“ An dieser Stelle konnte das Publikum Lose mit Fragen ziehen, die sich die Darstellerinnen während der Erarbeitung des Stückes stellten. Eine sehr gelungene Idee.



Szenefoto zu Philipp Sonntag

Die letzte Spielstätte: Unmengen an herumliegenden Kleidungsstücken. „Wir bereiteten unsere Flucht für den 20.1.43 vor.“ Doch vorher wurde der Bruder abgeholt, die Mutter ging und hinterließ eine Nachricht: Versuche dein Leben zu machen. Pure Hektik im Schauspiel wie wohl auch im Leben des Kindes. Permanente Zugeräusche. In Windeseile anziehen der herumliegenden Sachen. Immer mehr. Immer mehr. Wie ein schützender Kokon. Die Hektik im Spiel widerspiegelt die Hektik im Kopf. Die Angst. Eigene Identität? „Ich mag meine Nase, aber ich wäre gern jemand anderes, möchte weniger jüdisch aussehen, ich habe Angst vor den Menschen, er hat schon viele Nasen operiert.“ Dann im April 1944 Ausweiskontrolle.

„Es tat auch gut, nach 15 Monaten meinen Namen zu sagen.“ Im Saal Stille. Die Darstellerinnen ziehen sich langsam die Sachen aus, die sie zuvor so hektisch anzogen. Raus aus dem Kokon. Man hat wieder einen Namen. Margot Bentheim.



Foto des Ensembles

Am Ende kommen wir wieder im Theater zusammen. Es gibt u.a. die Möglichkeit, sich Notizen zu den Interviews und zu Gedanken während des Entstehens des Stückes anzuschauen. Bei Kaffee und Tee kommen wir gemeinsam darüber ins Gespräch, wie aktives Gedenken in den Alltag integriert werden, wie der Einsatz gegen Ausgrenzung gelingen kann. Die Jugend von heute ist nicht schuld an diesen Taten. Aber sie trägt Mitverantwortung, dass es eine Schuld an solchen Taten nie wieder geben wird. Ich war von diesem Abend begeistert, inmitten eines außergewöhnlich jungen Publikums, das sich sehr offen und interessiert zeigte. Und mit Darstellerinnen, die sich dieses schweren Themas angenommen haben in einer Weise, die ich beneidenswert finde. In einem Spiel, das die Leichtigkeit der heutigen Jugend mit der Schwere der Erfahrungen der Damaligen hervorragend in Verbindung brachte. Ich bedaure, dass dieses Projekt nicht mehr mediale Aufmerksamkeit erfuhr, es hätte es verdient.

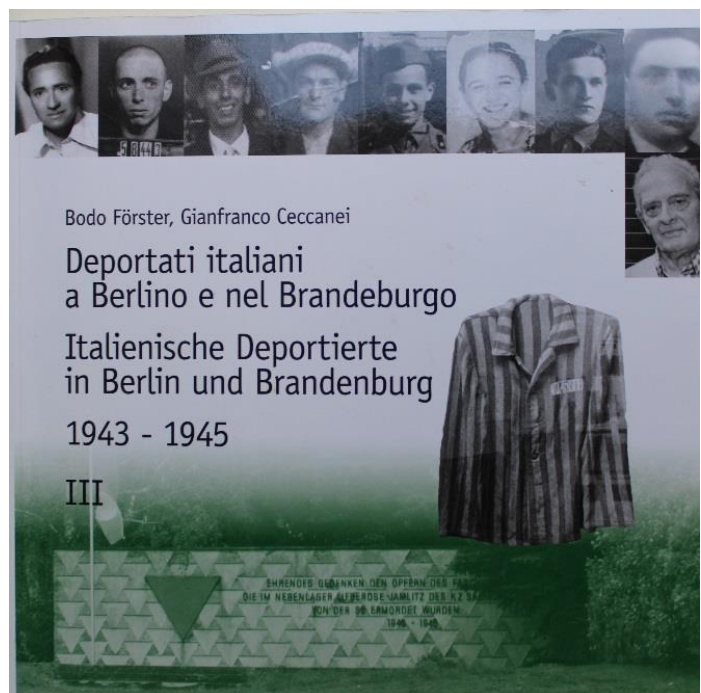
[Anm. d. Red.: Alle Fotos wurden von Gesine Kölbl aufgenommen.]

Buckow **Von Jutta Hertlein**

In das märkische Städtchen Buckow ließ die sowjetische Militärverwaltung 1945 nach

Kriegsende 20- bis 30 000 italienische sogenannte Militärinternierte einweisen. In einer bebilderten 142seitigen Broschüre haben die beiden Historiker Gianfranco Ceccanei und Bodo Förster dieses einmalige Vorkommnis festgehalten, eingebettet in Berichte über mehrere andere Gefangenen- und Konzentrationslager.

In den meist kleinen Häusern für ursprünglich etwa 3 000 Buckower entstanden im Lauf der Zeit unvorstellbare Verhältnisse. Alles Brennbares wurde verbrannt, alles halbwegs Essbare landete in Kochtöpfen. Die eigentlichen Bewohner mussten im nahen Waldsiefersdorf unterkommen und nach dem allmählichen Abzug der Italiener für die nachgerückten sowjetischen Soldaten die ramponierten Häuser sauber halten. Erst nach etwa zwei Jahren normalisierten sich die Zustände.



Copyright 2018: Bodo Förster, Gianfranco Ceccanei ALTRIITALIA
Bürgerinitiative Berlin. ISBN 987-3-00-060500-0

Hintergrund: Nach dem Ende der Allianz zwischen Mussolini und Hitler am 2. September 1943 waren aus 700- bis 800 000 Italienern, die bis dahin auf deutscher Seite gekämpft hatten, plötzlich feindliche Ausländer geworden. Auf den verschiedenen

Kriegsschauplätzen, zum Beispiel in Serbien und Griechenland, wurden sie von Wehrmachts- und SS-Angehörigen gefangen genommen und zur Zwangsarbeit nach Deutschland in mehrere Lager, auch um Berlin, gebracht. Sie wurden nicht als Kriegsgefangene eingestuft, was ihnen nach der Genfer Konvention bestimmte Rechte gesichert hätte, sondern als Militärinternierte schlechter behandelt und verpflegt. Viele Deutsche betrachteten die Italiener mit besonderer Abneigung, weil schon im Weltkrieg 1914/1918 das Bündnis zwischen Italien und dem damaligen deutschen Reich zerbrochen war. Italiener wie Deutsche schickten bis kurz vor Kriegsende „Werber“ in die deutschen Lager,

um die Gefangenen zu bewegen, auf der jeweiligen Seite weiterzukämpfen. Der Erfolg war trotz der schlimmen Lage der Internierten und trotz verlockender Versprechungen minimal; nur ein bis drei Prozent der Italiener gingen auf das Angebot ein.

[Anm. d. Red.: Unsere Zeitzeugin Rosemarie Bender-Rasmuß, die ihre Kindheit in Buckow verlebt hatte, konnte ehemalige Dorfbewohner mit den Forschern Dr. Ceccanei und Förster zu einem Treffen in Buckow zusammenbringen, so dass letztere aus erster Hand Berichte über die Internierungszeit aufnehmen konnten.]

In eigener Sache

Büroöffnungszeiten:

Unser Büro ist jetzt wieder am Montag, Mittwoch und Freitag von 10-13 Uhr zu erreichen.

Video-Interviews

Wir danken allen Zeitzeugen, die sich auf unsere Rundfrage nach eigenen Skype-Möglichkeiten gemeldet haben. Für die anderen Zeitzeugen können wir die notwendige Technik im Büro bereitstellen, so dass auch hier nach Voranmeldung ein Video-Interview stattfinden kann.

Landeszentrale für politische Bildung

Auf unsere Anfrage hin teilte der Direktor des Hauses – Herr Gill – mit, dass „wir keine Veranstaltungen von Dritten vor Anfang August möglich machen können.“ Spätere Regelungen sind vom Verlauf der Pandemie und staatlichen Vorgaben abhängig.

Suchmeldung

"Verm. Nr.: 67/20: Für seinen Blog "Berliner Kindheiten" sucht Herr Zillhardt Zeitzeugen insbesondere für die Jahrgänge 1916, 1919, 1925, 1932,1939,1948 & 1950 für Interviews - momentan aufgrund der Corona-Situation auf telefonischem Wege. Es geht um Erlebnisse der Zeitzeugen in der Kindheit und Jugend, wie sie aufgewachsen sind und was sie zu der Person gemacht hat, die sie heute sind. Voraussichtlich werden die Interviews auch in einem Buch veröffentlicht."

Korrektur

In der Mai-Ausgabe des diesjährigen ZeitZeugenBriefes ist auf S. 6 im Text „Alles soll bleiben, wie es nie war“ ein Datumsfehler. Anstelle des „6.Mai 1967“ muss es heißen „2.Juni 1967“.



Corona Covid-19: ZZB-Monatsbriefversand
am 2. April 2020 im Home Office bei Frau
Dunst

❁❁❁❁❁ Gratulationen ❁❁❁❁❁

**Wir gratulieren allen im Juni und Juli geborenen Zeitzeuginnen, Zeitzeugen
und Mitgliedern**

Juni

01.06. Margot Sharma, 02.06. Gerda Kanzleiter, 03.06. Burghard Hintze, 04.06. Eva Geffers, 07.06. Rahel
R. Mann, 07.06. Lutz Baumann, 09.06. Ingrid Diedrichsen, 10.06. Lutz Rackow, 11.06. Rolf Triesch, 11.06.
Jürgen Kussatz, 12.06. Rudolf Golkowsky, 13.06. Edith Kiesewetter-Giese, 24.06. Erika Schallert, 25.06.
Ingrid Taegner,

Juli

03.07. Gerhard Baader, 03.07. Georg Rückriem, 07.07. Jürgen Kirschning, 09.07. Boris Franzke, 11.07.
Brigitte Sommer, 16.07. Dagmar Behrendt, 16.07. Martin Blath, 21.07. Herbert Wargenau, 22.07. Markus
Eglin, 23.07. Christa Ronke, 31.07. Meinhard Schröder

Impressum

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!

V.i.S.d.P: Jens Fischer, Redaktion: Eva Geffers, Lektorat und Layout: Margot Schmezer
ZeitZeugenBörse e.V., Togostr. 74, 13351 Berlin, ☎ 030-44046378, FAX: 030-44046379

Mail: info@zeitzeugenboerse.de – www.zeitzeugenboerse.de

Bürozeiten: Montag, Mittwoch, Freitag 10 – 13 Uhr

Redaktionsschluss ist der 15. des Monats vor jeder Ausgabe. Kürzungen und Bearbeitungen der Beiträge
bleiben der Redaktion vorbehalten. Den Wunsch nach Kontrolle vor der Veröffentlichung bitte extra und
mit Tel.-Nr. vermerken.

Über Spenden freuen wir uns sehr: Bank für Sozialwirtschaft

BIC: BFSWDE33BER

IBAN: DE83 1002 0500 0003 3407 01

Typowerk Design und Druck

BODONI Vielseithof, Buskower Dorfstraße 22

16816 NEURUPPIN/OT BUSKOW

☎ 033915109095, FAX: 030-28387568, Mail: info@bodoni.org

**Die ZeitZeugenBörse e.V. wird gefördert von der Senatsverwaltung für Integration, Arbeit
und Soziales**